

**Prof. Dr. Ruth Conrad, Humboldt-Universität zu Berlin**

**Universitätsgottesdienst**

Dritter Sonntag im Advent, 14. Dezember 2025, 18 Uhr

Themenreihe: Heimat

Thema: „O Tannenbaum“ – Warum Weihnachten ein zwiespältiges Gefühl ist“

---

Lesung: Johannes 1, 1–14

1 Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. 2 Dasselbe war im Anfang bei Gott. 3 Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. 4 In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. 5 Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen. 6 Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes. 7 Der kam zum Zeugnis, damit er von dem Licht zeuge, auf dass alle durch ihn glaubten. 8 Er war nicht das Licht, sondern er sollte zeugen von dem Licht. 9 Das war das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. 10 Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt erkannte es nicht. 11 Er kam in sein Eigentum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf. 12 Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden: denen, die an seinen Namen glauben, 13 die nicht aus menschlichem Geblüt noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen eines Mannes, sondern aus Gott geboren sind. 14 Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Gnade sei mit euch von Gott, unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus.  
Amen

Alle Jahre wieder,  
liebe Gemeinde,  
alle Jahre wieder macht er sich an Weihnachten auf den Weg.  
Auf den Weg nach Hause.

Obwohl er schon Anfang vierzig ist,  
fährt er jedes Jahr an Weihnachten nach Hause.  
Zu seinen Eltern.  
Zurück in das Haus seiner Kindheit.  
Nicht, dass er es dort schön finden würde.  
Nach zwei Tagen wird er wieder völlig entnervt abreisen.  
Erleichtert, dass wieder einmal alles überstanden und nun ein Jahr Pause ist.  
Und trotzdem – was sein muss, muss sein.  
An Weihnachten fährt er nach Hause.  
Will wiedersehen, was ihn geprägt hat.  
Will sich erinnern.  
Ein bisschen traurig, weil es vergangen ist.  
Ein bisschen erleichtert, dass es vergangen ist.

Da ist die lange gerade Straße in der Einfamilienhaus-Siedlung seiner Eltern.  
Eine Straße, in der er früher tagelang mit seinen Freunden hoch und runder radelte und gelangweilt Fußbälle von rechts nach links schob.  
Heute gleicht diese Straße einem Altenheim.  
Unterwegs ist niemand mehr.  
Da ist das Haus seiner Eltern.  
Quadratisch, praktisch, gut.  
Fertigbauweise der 1970er.  
Nicht schön.  
Aber es ist das eigene Haus, ihr Eigentum.  
Das ist wichtig.  
Da sind die bekannten Gerüche.  
Irgendwo zwischen abgehangen und ewig jung.  
Da steht die Garderobe, Heimat seiner Fußballjacke, aber auch die Erinnerung daran, wie oft diese Jacke zu Hause bleiben musste.  
Hausarrest.  
Angeblich nicht zur Strafe. Nur zur Besserung  
Da ist der leise brummende Kühlschrank, in dem Mutter immer den selbstgemachten Schokopudding aufbewahrt.  
Bis heute.  
Oben drauf aber lag früher auch der Stock, mit dem der Vater losschlug, wenn er wieder einmal seine Wut nicht bändigen konnte.  
Da ist das „Kinder“zimmer, dass er aber immer mit seiner kleinen Schwester teilen musste, immer ihre Musik hören und ihr Parfüm ertragen musste

An Weihnachten fährt er nach Hause.  
Weil das Haus seiner Eltern sein Zuhause ist.  
Sich zumindest so anfühlt  
Und weil Weihnachten das Fest ist, bei dem er ein Zuhause spüren will.  
Deshalb sucht er den Ort auf, den er für sein Zuhause hält und an dem immer alles gleich ist, seit Jahren.  
Schon in der Tür wird der Vater ihn anmeckern:  
Immer noch keine Frau?  
Was ist mit Kindern?  
Warum ziehst du nicht wieder hierher zurück?  
Wir brauchen Dich hier.  
Die Mutter wird sich freuen und ist bis zur Selbstverleugnung um Frieden und Eintracht bemüht.  
Der Baum wird geschmückt, mit den gleichen kleinen Engeln und farbigen Kugeln wie all die Jahre zuvor.  
Im Fenster wird der Herrnhuter Stern leuchten.  
Auf dem Tisch steht der Stollen und aus der Küche duftet schon der Sauerbraten.  
Alle Jahre wieder – zuhause.  
Doch spätestens, wenn – wie alle Jahre – beim dritten Glas Wein das jährliche „O Tannenbaum“ angestimmt wird, wird ihm klar:

Zuhause ist zwar Zuhause.  
Aber: Zuhause ist auch nicht mehr Zuhause.  
Womöglich war Zuhause niemals Zuhause.  
Zuhause zu sein und sich Daheim zu fühlen ist nicht dasselbe.  
Zuhause ist ein zwiespältiges Gefühl.  
Heimat ist ein zwiespältiges Gefühl.

Da ist so viel *Unausgesprochenes*.  
Warum hat Vater Mutter immer alles verboten?  
Und warum hat sie sich alles bieten lassen?  
Da ist so viel *Konkurrenz*.  
Die Schwester, die der Vater immer bevorzugt. Bis heute.  
Vermutlich nur, weil sie Kinder hat.  
Da ist so *Ärgerliches*.  
Der Schwager, der ihm jedes Jahr eine politische Erziehung verpassen will.  
Von wegen weniger fliegen und so.  
Da ist so *Fremdes*.  
Die Schwester, die schon auch findet, dass das Erbe einmal zu ihr müsse, sie hätte doch Familie.  
Die nicht weiß, wie sehr er unter der Trennung von Britta leidet.  
Immer noch.  
Obwohl es schon 10 Jahre zurückliegt.  
Und wie elend schuldig er sich fühlt – bis heute –, weil er mit Brittas Depression nicht zurechtkam.  
Da ist so *Verstörendes*.  
Der Neffe, der nur aufs Handy starrt und unter größter Verachtung Zweiwortsätze rauspresst.  
Und ja, da ist auch so *Unbekanntes*.  
Wie es Mutter wohl geht,  
wie sie auf ihr Leben zurückblickt,  
ob sie noch trauert um ihre beiden Fehlgeburten –  
er weiß eigentlich nichts von ihr.  
Aber dann – doch ein Lichtblick, ein Lächeln huscht über sein Gesicht – die Nichte.  
Schon auch eine kleine Prinzessin.  
Aber total umtriebig und engagiert: Handball, Ballett, Teamerin und sehr diskussionsfreudig.  
Stabile dreizehnjährige Meinungen zum Weltgeschehen.  
Toll.

Alle Jahre wieder,  
liebe Gemeinde,  
alle Jahre wieder macht er sich an Weihnachten auf den Weg.  
Auf den Weg nach Hause.  
Und alle Jahre wieder stellt er fest:  
Zuhause ist zwar Zuhause.  
Aber: Zuhause ist auch nicht mehr Zuhause.  
Womöglich war Zuhause niemals Zuhause.  
Zuhause zu sein und sich Daheim zu fühlen ist nicht dasselbe.  
Zuhause ist ein zwiespältiges Gefühl.  
Heimat ist ein zwiespältiges Gefühl.

Gerade an Weihnachten fällt auf, wie zwiespältig das alles ist.  
Denn wie kaum ein anderes Fest steht Weihnachten für Heimat, für Zuhause.  
In der ganzen Zwiespältigkeit.  
Auf der einen Seite:  
Die *Erinnerungen* von Zuhause:  
der geschmückte Baum, der leuchtende Stern.  
Die *Gerüche* von Zuhause:  
der Duft von Kerzen, der Sauerbraten.  
Der *Geschmack* von Zuhause:  
der Stollen, der Wein.  
Die *Menschen* von Zuhause:  
Vater, Mutter, Schwester. Neffen, Nichten, Freunde und Nachbarn.

Heimat,  
das sind Erinnerungen, Gerüche, Geschmack und Menschen.  
Heimat ist ein Gefühl.  
Aber eben ein zwiespältiges Gefühl.

Denn es gibt eben auch die andere Seite.  
*Erinnerungen* sind oft zwiespältig.  
Wie sehr haben wir Zuhause nach Anerkennung gesucht und wie wenig haben wir sie bekommen.  
Wie wenig leuchtend war dieses Zuhause oft,  
nirgends ein Stern, dafür viel Härte und Abwertung.  
Auch die *Gerüche* sind oft zwiespältig.  
Weil es Zuhause nicht nur nach Mutters Plätzchen duftet, sondern auch nach ihrem bitteren Schmerz, der ihr das Lachen ausgetrieben hat.  
Weil es Zuhause auch nach der Angst vor Vaters Stock.  
Auch der *Geschmack* von Zuhause ist oft zwiespältig.  
Weil sich nie etwas ändern darf, schmeckt alles immer gleich.  
Weil Gewohnheiten immer weiter gepflegt werden, kaut man auf Erstarrem rum.  
Ja, und auch die *Menschen* zu Hause, – das kann ganz schön zwiespältig sein.  
Weil wir die Menschen, die wir am längsten kennen, oft am wenigsten kennen.  
Weil Familie an sich ja noch kein Wert ist.  
Weil Familien so oft einengen, festlegen, einsperren, sich selbst genug sind. My home is my castle.  
Weil über das Wesentliche so oft geschwiegen wird – über die Gefühle.

Alle Jahre wieder,  
liebe Gemeinde,  
alle Jahre wieder macht er sich an Weihnachten auf den Weg.  
Auf den Weg nach Hause.  
Und alle Jahre wieder stellt er fest:  
Zuhause ist zwar Zuhause.  
Aber: Zuhause ist auch nicht mehr Zuhause.  
Womöglich war Zuhause niemals Zuhause.  
Zuhause zu sein und sich Daheim zu fühlen ist nicht dasselbe.  
Zuhause ist ein zwiespältiges Gefühl.  
Heimat ist ein zwiespältiges Gefühl.

Und das gilt vielleicht auch für uns selbst?  
Wie wenig zu Hause sind wir oft bei uns selbst.  
Kennen uns nicht richtig aus mit uns.  
Sind heute zufrieden mit unserem Leben,  
morgen aber plagt uns schon wieder Unsicherheit.  
Ob alles genügt, was wir tun?  
Ob wir genügen?  
Manchmal entdecken wir Züge an uns, die uns fremd sind.  
So wollten wir nicht sein.  
Manchmal fragen wir:  
Was weiß ich eigentlich von mir?  
Bin ich mir selbst ein verlässliches Zuhause?

Zuhause, Heimat ist ein zwiespältiges Gefühl.  
Gerade an Weihnachten spüren das oft besonders intensiv.  
Warum eigentlich?

Womöglich, weil diese Zwiespältigkeit Weihnachten selbst innewohnt.

Denn unsere Erfahrung scheint auch für Gott zu gelten – um den es ja recht eigentlich an Weihnachten geht.

Von ihm und von Weihnachten und von der Heimat heißt es:

*„Er, Gott, kam in sein Eigentum,  
doch die Seinen nahmen ihn nicht auf.“*

Wir haben es in der Lesung gehört.

Deshalb steht Weihnachten symbolisch für die ganze Zwiespältigkeit von „Heimat“.

Weil *„er, Gott, in sein Eigentum [kam],  
doch die Seinen ihn nicht auf[nahmen].“*

Gott kommt in die Welt.

Kommt nach Hause.

Besucht seine Schöpfung, sein Zuhause.

Will als Mensch unter und bei den Menschen wohnen.

*„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.“*

Jesus – das ist der Name Gottes, der die Menschen besucht,  
ein Gott, der bei den Menschen, in der Welt zu Hause sein will.

Doch dieses Zuhause heißt ihn nicht willkommen.

Es erweist sich als Fremde.

Schon am Eingang wird er zurückgewiesen.

Die Menschen, denen er die Welt als Heimat anvertraut hat,  
diese Menschen lassen ihn nicht rein.

Weisen ihm die Tür.

Erkennen ihn nicht.

Sind so sehr mit sich mitbeschäftigt, dass der Gast, der Hausherr nicht erkannt wird.

*„Er, Gott, kam in sein Eigentum, doch die Seinen nahmen ihn nicht auf.“*

Zuhause ist zwar Zuhause.

Aber: Zuhause ist auch nicht Zuhause.

Womöglich war Zuhause niemals Zuhause.

Zuhause zu sein und sich Daheim zu fühlen ist nicht dasselbe.

Zuhause, Heimat ist eine zwiespältige Sache.

Womöglich auch für Gott?

Am Anfang ein Stall.

Am Ende ein Kreuz.

Dazwischen:

Als Kind auf der Flucht.

Die Mächtigen haben Angst vor Gottes Besuch.

Kein Zuhause, nirgends.

Als Wanderprediger wird er von Gott erzählen als einem Vater,  
der den verlorenen Sohn wieder zu Hause aufnimmt,  
ihn mit offenen Armen empfängt und willkommen heißt.

Er wird den Menschen das Reich Gottes vor Augen malen in den Bildern eines großen Festes,  
wird sie an den Geschmack und den Geruch des himmlischen Gastmahls erinnern,

in Wein und Brot wird er es mit ihnen teilen,

wird die Schwachen und Geschundenen zu Tisch bitten und so den Übersehenen und Traurigen  
einen Platz im Himmel geben.

Denn heute schon ist sie da – die himmlische Heimat.

In ihm.

Doch am Ende seines Lebens muss Jesus sich eingestehen:  
*„Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester,  
 aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege“* (Mt 8,20).  
 Kein Zuhause, nirgends.  
 Zuletzt verraten und verleugnen ihn seine besten Freunde.  
 Statt Heimat Einsamkeit.  
*„Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen.“*

*„Er kam in sein Eigentum,  
 doch die Seinen nahmen in nicht auf.“*  
 Dieser wuchtige Satz versucht zu verstehen,  
 dass der Erlöser kommt, aber keine Heimat unter den Menschen findet,  
 Johannes versucht zu verstehen,  
 dass Gott bei den Menschen wohnen will,  
 aber wir Menschen diese Beheimatung ablehnen und uns zugleich nach einem Zuhause, nach ei-  
 ner Heimat oft geradezu verzehren.  
 In diesem einen Satz können ahnen wir, warum Heimat ein zwiespältiges Gefühl ist und vorläufig  
 auch bleibt.  
 Weil Heimat ein Versprechen ist.  
 Und deshalb ein Gefühl, das so oft nicht hält, was wir erhoffen.  
 Heimat ist beides:  
 Heimkommen und nicht angenommen werden.  
 Zuhause sein und doch nicht Daheim sein.  
 Heimat – das ist eine Erinnerung und eine Hoffnung.  
 Das, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“, so Ernst Bloch.  
 Vielleicht sind wir dann erwachsen, wenn wir gelernt und akzeptiert haben,  
 dass es Heimat nicht als etwas gibt,  
 was einfach „da“ ist,  
 klar und stabil,  
 eindeutig und festlegbar,  
 abgrenzbar und verteidigbar.  
 Heimat ist ein Versprechen.  
 Ein Gefühl zwischen Erinnerung und Hoffnung.  
 Und deshalb ein zwiespältiges Gefühl: Erinnerung – Hoffnung, Erinnerung – Hoffnung.  
 Anders als in dieser Spannung können wir in der Welt nicht zu Hause sein.

Deshalb ist Weihnachten kein Heimatfest,  
 sondern ein Fest der Heimat-Suche.  
 Gott sucht und be-sucht seine Menschen, seine Welt.  
 Gott will bei uns wohnen.  
 Will seine Heimat bei uns nehmen.  
 Will uns Heimat sein.  
 Wir blicken in den Stall und sehen Gottes Heimat bei den Menschen.  
 Spüren unsere Sehnsucht nach einem Zuhause und öffnen in großer Hoffnung unsere Herzen:  
*„Komm, o mein Heiland Jesu Christ,  
 meins Herzens Tür dir offen ist“.*  
 Unser Herz – Gottes Heimat.  
 Wir öffnen es,  
 lassen Gott ein,  
 richten uns aus auf Gott,  
 machen uns durchlässig,  
 weich,  
 empfindsam,

barmherzig.  
Für einen Moment ist es gut:  
Gott bei mir.  
Ich bei Gott.  
In meinem Herzen – Heimat.  
*„Meins Herzens Tür dir offen ist.“*

Und so weben wir uns ein in die große weihnachtliche Hoffnung auf ein Zuhause, auf Heimat.  
Auch wenn unsere irdischen Heimaten zwiespältig und flüchtig bleiben,  
eingespannt zwischen Erinnerung und Hoffnug  
– eines lichten Tages, am Ende der Zeiten,  
wird Gott die Menschen bei sich, in seinem Zuhause aufnehmen.  
Auch dies sah Johannes.  
Am Ende seiner Offenbarung schreibt er:

*„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen. [...] Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen. [...] Ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach. „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“ (Apk 21, 1–4).*

Darauf gehen wir zu.  
Dass wir nicht mehr sehnen, sondern sehen,  
dass unsre Hoffnung sich erfüllt:  
Gott bei den Menschen.  
Der Mensch bei Gott.  
Ewige Heimat.  
Ewige Weihnacht.  
Und ob wir dann „O Tannenbaum“ singen – das werden wir ja sehen.  
Amen